

SABINE KLEWE
Die weißen Schatten der Nacht



GOLDMANN
Lesen erleben

Buch

Düsseldorf in der Vorweihnachtszeit. Die zehnjährige Antonia Bruckmann wird mit gebrochenem Genick zu Hause aufgefunden. Zahlreiche Hämatome und Abschürfungen sprechen gegen einen Unfall. Bei der Obduktion stellt sich obendrein heraus, dass das Mädchen nach seinem Tod missbraucht wurde. Die Kommissare Lydia Louis und Christopher Salomon stehen vor einem Rätsel: Ist Antonia das Zufallsopfer eines Perversen geworden, oder haben sie es mit einem Fall von häuslicher Gewalt zu tun? Ihre Ermittlungen führen Louis und Salomon zu der mysteriösen Leonie – und zu einer Wahrheit, die sie lieber nie herausgefunden hätten ...

Autorin

Sabine Klewe, Jahrgang 1966, lebt und arbeitet als Schriftstellerin in Düsseldorf und hat zahlreiche Kriminalromane veröffentlicht. »Die weißen Schatten der Nacht« ist nach »Der Seele weißes Blut« der zweite Fall für das Ermittlerduo Lydia Louis und Christopher Salomon.

Sabine Klewe

Die
weißen Schatten
der Nacht

Roman

GOLDMANN



Verlagsgruppe Random House FSC-0100
Das FSC[®]-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream* für dieses Buch
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Originalausgabe Juni 2013

Copyright © dieser Ausgabe 2013 by Sabine Klewe

Copyright © dieser Ausgabe 2013

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagbild: © Alexandre Cappellari / Arcangel Images
und FinePic[®], München

Redaktion: Friederike Arnold

LT · Herstellung: Str.

Satz: IBV Satz- u. Datentechnik GmbH, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-47948-1

www.goldmann-verlag.de

Der Tag ist nur
der weiße Schatten der Nacht.

HEINRICH HEINE

Prolog

Siriaki, Ukraine

Oktober 2002

Elena sah zu, wie die Schatten länger wurden, wie die Sonne in einem Schleier aus taubengrauem Dunst versank, noch bevor sie den Horizont berührte. Der Herbst hatte einen goldgelben Teppich über der Ebene ausgebreitet. Langsam, kaum merklich, wurden die Tage kürzer, jeden Abend legte sich die Dunkelheit ein wenig früher über das Land. Nachts zog bereits der Winter über die Felder und hinterließ eine Spur aus Reif und Eis. Es war wie jedes Jahr und doch vollkommen fremd. Dieser Winter würde anders werden als alle vorangegangenen. Härter und kälter.

Elena wollte sich abwenden, die beklemmenden Gedanken an die ungewisse Zukunft abschütteln, als der Schmerz sie mitten in der Bewegung lähmte. Es war, als risse eine ungeheure Kraft ihren Körper auseinander. Sie krümmte sich und presste die linke Hand auf ihren Unterleib, während sie sich mit der rechten auf der hölzernen Tischplatte abstützte. Sie keuchte, rang nach Atem, wartete, bis der Schmerz verebbte. Als nur noch ein schwaches Ziehen zu spüren war, stolperte sie zur Tür und trat hinaus. Der Abend war kühl, eine leichte Brise trug den Geruch nach Holzfeuer über die Ebene und strich ihr über das schweißnasse Gesicht. Erste

Sterne funkelten am Himmel und verhiessen eine frostige Nacht.

»Jurij«, flüsterte sie. »Jurotschka, wo steckst du? Komm zu mir, ich brauche dich!«

Sie horchte, doch alles war still. Was, wenn Jurij sich nicht gleich nach der Arbeit auf den Heimweg gemacht hatte? Wenn er heute später nach Hause kam? Oder gar nicht? Die Nacht bei dieser Frau verbrachte, dieser Magdalena, die er nie mit hierherbrachte, weil er sich schämte für sein ärmliches Haus und für seine einfältige Schwester. Eine aus der Stadt war sie, aus Kiew, elegant und gebildet. Was sie von einem wie Jurij wollte, war Elena schleierhaft.

Wieder fuhr der Schmerz durch ihren Körper wie der Hieb eines Beils. Sie klammerte sich an den Türrahmen, um nicht einzuknicken, presste ihre Stirn an das kühle Holz. »Jurij, hilf mir!«, wollte sie rufen, doch alles, was sie über die Lippen brachte, war ein heiseres Stöhnen. Sie war allein. Niemand würde ihr helfen, wenn Jurij nicht kam. Der Gedanke war noch unerträglicher als das Reißen in ihrem Unterleib.

Ihr Blick huschte hinüber zu Olgas Haus, das nicht mehr war als ein weißer Fleck in der grauen Dämmerung. Ein winziges Licht brannte dort, ein schmaler, silbriger Rauchfaden schlängelte sich aus dem Schornstein in den kobaltblauen Abendhimmel und versprach Wärme und Geborgenheit. Doch sie durfte nicht mit Olga reden. Geschweige denn, sie um Hilfe bitten. Jurij verachtete Olga, er hielt sie für eine Verräterin, auch wenn er sich weigerte zu erklären, was er damit meinte. Elena senkte den Blick. Sinnlos, sich darüber Gedanken zu machen. Vermutlich hätte sie ohnehin

nicht mehr die Kraft, sich bis zu Olgas Haus zu schleppen.

Aber was sonst sollte sie tun? Tränen schossen ihr in die Augen. Ihre Finger zitterten. Ihr ganzer Körper bebte. Sie war ein hilfloses Bündel aus Schmerz und Angst. Das Reißen breitete sich in ihren Gliedern aus, als wolle es sie von innen her verschlingen, es tötete jeden Gedanken ab, stieß sie ins Nichts. Einen Moment lang verschwammen der Türrahmen und die Landschaft dahinter vor ihren Augen zu einer schwarzgrauen formlosen Masse, dann wurde ihr Blick wieder klar. Der Schmerz ließ nach, ein wenig zumindest. Elena versuchte, regelmäßig und ruhig zu atmen. Ein, aus, ein, aus. Sie starrte auf ihre Finger. Die Knöchel waren weiß, weil sie sich so festgekrallt hatte. Sie konzentrierte sich auf ihren Atem.

Gerade als sie sich erleichtert aufrichten wollte, kehrte der Schmerz mit grausamer Entschlossenheit zurück. Elenas Beine gaben nach, stöhnend sank sie auf die Knie. Als ihre Hände ihren Schoß berührten, spürte sie etwas Feuchtes auf ihrer nackten Haut. Erschrocken senkte sie den Blick, erstarrte, als sie ihre blutverschmierten Finger sah.

Ich werde sterben, dachte sie, und der Gedanke hatte beinahe etwas Tröstliches.

Sie schloss die Augen, lehnte den Kopf gegen die Türfassung und ließ den Schmerz über sich hinwegrollen wie eine mächtige Woge des Schwarzen Meeres. Sie wollte ertrinken in diesen Fluten, in diesem Meer, über das sie so viele Geschichten kannte, das sie jedoch noch nie mit eigenen Augen gesehen hatte.

Das Letzte, was sie vernahm, war das leise Tuckern des Zweitakters, der sich langsam näherte.

»Jurotschka«, flüsterte sie kraftlos. Ein weiterer Schwall warmer, klebriger Flüssigkeit ergoss sich über ihre Schenkel, noch einmal stöhnte sie kaum hörbar, dann hüllte gnädige Dunkelheit sie ein und nahm sie mit ins Land des Vergessens.

I

Düsseldorf, zehn Jahre später

Dienstag, 4. Dezember

Es war bereits dunkel, als sie in die Freiheitstraße bogen. Zu beiden Seiten tauchten schmucke weiße Einfamilienhäuser auf, Doppelhaushälften und kleine Reihenhäuser mit braunen oder grünen Fensterläden. Hinter vereinzelt Scheiben funkelte Weihnachtsbeleuchtung, in einem Vorgarten wand sich eine Lichterkette um das kahle Geäst eines Apfelbaums.

Spießhölle, dachte Lydia Louis, während sie langsam an den Häusern vorbeifuhren, doch sie sprach den Gedanken nicht aus. Das Viertel in Köln, in dem ihr Kollege Chris Salomon wohnte, war mindestens genauso spießig, und sie wollte ihn nicht verärgern. Nicht heute. Nicht auf dem Weg zu einer Kinderleiche.

Das Haus, nach dem sie suchten, war das letzte einer Viererreihe und besaß einen kleinen Seitenanbau. In allen Fenstern brannte Licht, und auch die Straße davor war unwirklich hell erleuchtet. In der Einfahrt parkte hinter dem Notarzwagen, dessen Blaulicht noch blinkte, ein Leichenwagen. Auf der Straße standen zwei Streifen in zweiter Reihe, der Kastenwagen der Kriminaltechnik war vor der Garage des Nachbarhauses abgestellt. Lydia suchte die Umgebung nach dem BMW ihres Chefs ab, doch sie entdeckte ihn nicht.

Vor der Haustür stand eine blonde Streifenpolizistin mit blassem Gesicht, neben ihr ein dürrer junger Kerl in orangefarbener Tracht, der nervös an einer Zigarette zog. Lydia hielt ihren Ausweis hoch und blieb vor dem Mann stehen.

»Sind Sie der Notarzt?«

Der Bursche nickte und schnippte die Zigarette auf die Steinplatten. Im gleichen Augenblick sah er die beiden Kripobeamteten schuldbewusst an, bückte sich, hob die Kippe auf und steckte sie in die Tasche.

»Und?«, fragte Lydia.

»Äh, ja natürlich«, stammelte der Arzt. »Mädchen, schätzungsweise acht bis zehn Jahre alt. Genickbruch. Sie lag am Fuß der Treppe, vermutlich ist sie gestürzt. Ich konnte nichts mehr für sie tun.«

Lydias Blick glitt über das Wagenaufgebot vor dem Haus. »Es kann kein Unfall gewesen sein?«

Der Mann fischte ein Päckchen Zigaretten aus der Tasche und steckte eine in den Mund. »Sieht nicht so aus.« Er zündete sie an. Seine Finger zitterten.

Lydia unterdrückte mühsam ihre Ungeduld. »Was heißt das?«

»Sie hat Kratzer im Gesicht, die eindeutig nicht von dem Sturz stammen. Außerdem wurde sie ...« Er stopfte umständlich das Feuerzeug zurück in die Tasche. »Jemand hat sich an ihr vergangen.«

Lydia tauschte einen Blick mit Chris Salomon, der die Hände in den Taschen seiner Lederjacke vergraben hatte. Sein Gesicht zeigte keine Regung. Aber seine Augen verrieten, dass er ebenso alarmiert war wie sie.

»Ist mein erster Tag heute«, sagte der Arzt ungefragt. »Mein erster Tag und dann gleich so eine Scheiße.« Er

trat von einem Bein auf das andere und blies Qualm in die Luft.

Sie ließen ihn ohne Antwort stehen und stießen die angelehnte Haustür auf. Drinnen wurden sie mit lautem Gebrüll empfangen.

»Verdammt, muss denn hier jeder Idiot durch meinen Tatort trampeln?« Gerald Spuntenmeyers Bariton dröhnte durch die Diele. »Alle raus, die hier nichts verloren haben!«

Zwei Kollegen in Uniform schlüpfen hastig an ihnen vorbei nach draußen.

»Dir auch einen schönen guten Tag, Spunte«, rief Lydia ihm zu.

»Keiner latscht hier mehr ohne Schutzkleidung herum«, kam donnernd die Antwort zurück. »Das gilt auch für euch zwei.«

Salomon sah Lydia mit hochgezogenen Augenbrauen an, dann griff er nach einem der weißen Einwegoveralls, die in einer Kiste bereitlagen. Nachdem sie die Anzüge übergezogen hatten, gingen sie zu Spunte, der gerade dem Fotografen Anweisungen erteilte.

Gerald Spuntenmeyer, der Chef der Kriminaltechnik, zog entschuldigend die Schultern hoch. »Hier sind schon tausend Leute herumgelatscht, spurentechnisch ein Armageddon, sage ich euch. Der Notarzt hat an der Kleinen herumgezerrt wie ein Irrer, davor hat ein Nachbar versucht, sie wiederzubeleben, und der Vater hat sie auf den Schoß genommen. Er hockte noch auf der Treppe und hielt sie im Arm, als wir eintrafen. Wir wissen nicht einmal, wo sie genau gelegen hat. So ein Idiot.«

»Er hat gerade seine Tochter verloren«, sagte Salomon leise.

»Und er will doch sicher, dass wir den Täter erwischen«, gab Spunte zurück.

»Das ist ihm im Augenblick vollkommen egal. Es bringt ihm seine Tochter nicht zurück.«

»Ich bin kein herzloses Arschloch, falls du das meinst«, verteidigte sich Spunte. »Ich habe auch Kinder. Gerade deshalb will ich den Kerl erwischen, der das getan hat.«

Salomon setzte zu einer Erwiderung an, doch Lydia hörte nicht mehr zu, sondern marschierte auf die Treppe zu, an deren Fuß eine gekrümmte Gestalt lag. Das Mädchen war blond, ihr langes Haar floss schimmernd über den braunen Parkettboden. Ihr Gesicht schien friedlich, doch ein paar hässliche Kratzer verliefen über ihre linke Wange. Sie trug ein geblühtes Kleid, darüber einen blauen Strickpullover. Die Beine waren nackt, auf dem rechten Oberschenkel prangte eine Schürfwunde, das linke Schienbein war blaurot verfärbt. Eine rosafarbene Strumpfhose und eine weiße Unterhose lagen auf der unteren Treppenstufe. Irgendwer hatte beides sorgfältig zusammengelegt. Vermutlich nicht der Täter.

Jemand räusperte sich dicht an ihrem Ohr, Lydia zuckte zusammen. Salomon war neben sie getreten.

»Alles in Ordnung?«, fragte sie.

Er nickte.

In dem Augenblick, als sie sich abwandten, betrat Maren Lahnstein, die Rechtsmedizinerin, das Haus. Sie murmelte Lydia und Chris einen kurzen Gruß zu und hockte sich neben das Mädchen. Lydia blieb bei ihr, während Salomon mit einem Kollegen sprach.

Nach wenigen Minuten kam er zurück. »Sie heißt Antonia Bruckmann, genannt Toni. Zehn Jahre alt. Einzelkind. Die Familie ist erst kürzlich von Münster nach

Düsseldorf gezogen. Der Vater ist Privatdozent an der Uni, die Mutter Hausfrau.«

»Wo sind die Eltern?«

»Im Wohnzimmer. Eine Kollegin ist bei ihnen. Die Mutter ist ziemlich durch den Wind. Der Notarzt hat ihr eine Beruhigungsspritze gegeben. Vermutlich ist sie im Augenblick nicht ansprechbar.«

Lydia drehte sich zu Maren Lahnstein um, die gerade das Thermometer prüfte. »Können Sie schon irgendwas sagen?«

Die Ärztin seufzte. »Genickbruch. Das hat Ihnen der Kollege ja sicherlich bereits mitgeteilt. Sie ist seit einer, maximal zwei Stunden tot. Multiple Blutergüsse und Hämatome. Sie hat sich offenbar gewehrt.«

»Sie wurde vergewaltigt?«, fragte Salomon leise.

»Ja, es sieht ganz danach aus. Aber da stimmt etwas nicht.«

»Da stimmt etwas nicht?« Lydia warf einen hastigen Blick auf den Unterleib des Mädchens. Die Ärztin hatte das Kleid hochgeschoben, um es zu untersuchen.

»Sie hat kaum geblutet, soweit ich das erkennen kann.« Maren Lahnstein fuhr sich mit dem Handrücken über die Stirn, um eine rotblonde Strähne zurückzuschieben, und erhob sich. »Ich vermute, dass sie erst vergewaltigt wurde, als sie schon tot war.«

»Sie meinen, das war ein Nekrophiler?«, fragte Lydia ungläubig.

Die Ärztin straffte die Schultern. »Ich meine gar nichts. Ich stelle lediglich fest, dass die Verletzungen in der Vagina vermutlich postmortal zugefügt wurden. Die Schlüsse müssen Sie ziehen. Und ich beneide Sie nicht darum.« Sie ließ die Tasche zuschnappen. »Autopsie morgen früh.

Bis dann.« Sie ging zur Tür, ohne sich noch einmal umzudrehen.

Lydia starrte ihr hinterher.

»War ich irgendwie unhöflich?«, fragte sie irritiert.

»Ausnahmsweise mal nicht.«

Sie blitzte Salomon an, dann wurde sie ernst. »Ich fürchte, wir müssen jetzt mit den Eltern sprechen.«

Im Wohnzimmer war es erdrückend warm. Ein schwacher Alkoholgeruch hing in der Luft. Lydia erkannte zwei Gläser und eine Flasche Cognac auf dem Tisch. Am liebsten hätte sie sich die Flasche geschnappt und einen Schluck genommen. Rasch wandte sie den Blick ab und sah sich um. Auf dem Sofa lag eine Frau, mit einer grünen Wolledecke zugedeckt. Sie schien zu schlafen, mehr als ein blonder Haarschopf war nicht zu erkennen. In einem Sessel beim Fenster saß ein Mann und starrte ins Leere, eine Polizistin hatte auf einem Stuhl neben ihm Platz genommen und lächelte ihre Kollegen erleichtert an.

Chris Salomon schob die Cognacflasche zur Seite und ließ sich auf dem Couchtisch vor dem Mann nieder.
»Herr Bruckmann?«

Der Mann nickte kaum merklich.

»Gibt es jemanden, den wir benachrichtigen sollen? Freunde? Verwandte? Sonst jemanden, der Ihnen beistehen kann?«

Michael Bruckmann schüttelte den Kopf. »Das ist nicht nötig.« Er hatte dunkelblondes, von grauen Strähnen durchzogenes Haar und einen gepflegten Bart. Seine auf anrührende Art altmodisch wirkende runde Drahtgestellbrille vergrößerte die rot verweinten Augen, ohne das Gesicht zu entstellen.

Lydia trat hinzu. »Können Sie uns vielleicht kurz schildern, wie der heutige Tag verlaufen ist?«

Bruckmann nickte, doch er antwortete nicht sofort. Schließlich räusperte er sich. »Es war ein ganz normaler Tag, eigentlich.« Seine Stimme war rau, seine Worte klangen unbeholfen, so als hätte er lange nicht gesprochen. »Ich bin morgens in die Uni gefahren.«

»Wann?«, unterbrach Lydia.

»So gegen halb neun, wie immer. Da war Toni schon weg.« Er stockte. »Sie – sie wird meistens von Noras Mutter mit in die Schule genommen. Die holt sie an der Straßenecke ab.«

»Noras Mutter?«

»Nora ist Tonis beste Freundin. Wir haben uns sehr gefreut, dass sie so schnell Anschluss gefunden hat. Sie wollte nicht aus Münster weg. Es ist ihr sehr schwergefallen, ihre Freundinnen zu verlassen. Wir haben ziemlichen Stress mit ihr gehabt. Sie hat sich geweigert, ihre Sachen zu packen.« Er nahm die Brille ab und rieb sich die Augen. »Es war fast, als hätte sie es geahnt«, flüsterte er.

»Und dann hat sie Nora kennengelernt?«, ermunterte ihn Salomon.

»Ja. Sie gehen in eine Klasse. In der Waldorfschule in Gerresheim. Noras Mutter ist dort Lehrerin. Deshalb nimmt sie die Mädchen morgens mit.«

»Ihre Frau geht nicht arbeiten?«

»Nicole ist nicht gesund. Sie hatte vor Jahren eine schwere Krebserkrankung. Heute geht es ihr gut, aber sie arbeitet nicht. Mit dem Haus und mit Toni hat sie genug zu tun. Außerdem muss sie sich regelmäßig untersuchen lassen. Auch heute Vormittag hatte sie einen Arzttermin.«

»Wissen Sie, wann sie wieder nach Hause gekommen ist?«

»Erst nach mir. Sie muss noch in der Stadt gewesen sein. Als sie vorhin kam, hatte sie eine Tüte dabei und hat etwas von einem neuen Wintermantel gesagt. Das war bevor ...« Er räusperte sich. »Ich bin gegen halb fünf hier gewesen. Als ich ins Haus kam, habe ich nicht sofort bemerkt, dass – dass etwas nicht stimmte. Ich habe meine Jacke aufgehängt und in der Küche ein Glas Wasser getrunken. Erst danach habe ich Toni – habe ich sie da liegen sehen. Ich ...« Er presste die Lippen zusammen und wandte sich ab.

»Da war Ihre Frau noch unterwegs?«, fragte Lydia schnell.

Bruckmann nickte, ohne Lydia anzusehen. »Ich habe sie angerufen, habe gesagt, dass sie nach Hause kommen soll, aber ich habe nicht gesagt, warum.« Er sah Lydia an. »Nicht am Telefon.« Er schüttelte langsam den Kopf. »Nicht am Telefon«, wiederholte er. »Sie kam erst nach dem Notarzt. Der hat ihr sofort etwas gegeben.« Er warf einen Blick auf das Sofa, beugte sich vor und legte seine Hand auf die Decke. »Das ist nicht gut für sie. Der Schmerz. Die Aufregung. Ich will sie nicht auch noch verlieren.«

»Haben Sie irgendeinen Verdacht, wer das getan haben könnte?«, wollte Lydia wissen. Der Schmerz des Mannes berührte sie unangenehm, sie hatte das Gefühl, sich ihm nicht entziehen zu können. Außerdem musste sie ständig an Salomon denken, wie es wohl in ihm aussah, wie er mit alledem hier fertig wurde. »Ist Ihnen in letzter Zeit etwas aufgefallen? Hat jemand das Haus beobachtet, Ihrer Tochter nachgestellt?«

Bruckmann schüttelte den Kopf. Dann stockte er.
»Der Perverse.«

»Der Perverse?« Lydia warf einen fragenden Blick zu Salomon, der verständnislos mit den Schultern zuckte.

»Hier in der Nachbarschaft treibt sich seit einigen Monaten ein Verrückter herum. Das hatte schon angefangen, bevor wir hergezogen sind. Ich fand die Hysterie lächerlich. Habe den Kerl für harmlos gehalten.« Er ballte die Fäuste.

»Was genau haben Sie für harmlos gehalten?«, fragte Lydia.

»Er ist ein Exhibitionist. Er dringt in die Gärten ein, entblößt sich und erschreckt die Frauen beim Rosenschneiden.«

Salomon beugte sich vor. »Hat er jemals eine Frau bedroht oder angefasst?«

»Keine Ahnung. Das wissen Ihre Kollegen bestimmt. In letzter Zeit war fast jede Woche die Polizei hier. Wie gesagt, ich fand das ganze Theater bisher total übertrieben. Vielleicht habe ich mich getäuscht.« Er vergrub das Gesicht in den Händen.

»Was passiert ist, ist nicht Ihre Schuld«, sagte Salomon und berührte kurz seinen Arm. »Das konnten Sie nicht vorhersehen. Niemand kann solche Dinge vorhersehen. Machen Sie sich keine Vorwürfe.«

Lydia betrachtete ihren Kollegen, die steife Haltung, die verkrampften Schultern. Sie wusste, dass er nicht nur zu Bruckmann gesprochen hatte, sondern auch zu sich selbst. Dieser Fall brachte Salomon an seine Grenzen. Wie jagte man den Mörder eines Mädchens, wenn das Schicksal der eigenen Tochter ungeklärt war? Wenn man nicht wusste, ob sie tot war oder lebte, vielleicht von ei-

nem brutalen Monster gefangen gehalten wurde und jeden Tag Höllenqualen leiden musste?

Eine halbe Stunde später gingen sie zurück zu Lydias Toyota. Vor dem Haus war inzwischen Ruhe eingekehrt. Der Notarzt, der Leichenwagen und die Streifen waren verschwunden, lediglich Spuntes Kastenwagen parkte noch bei den Nachbarn. Beim Auto blieb Salomon stehen. Er starrte die Straße hinunter, an deren Ende die kahlen Bäume des Eller Forstes schwarz in den Nachthimmel aufragten. Lydia folgte seinem Blick und fröstelte. Noch keine drei Monate war es her, dass sie beide in diesem Wald beinahe gestorben wären. Es war ihr erster gemeinsamer Fall gewesen, sie hatten sich gegenseitig nicht ausstehen können. Lydia war fest entschlossen gewesen, diesen Paul-Newman-Verschnitt so schnell wie möglich wieder loszuwerden, den ihr Chef ihr gegen jede Absprache zur Seite gestellt hatte. Und auch Salomon war von seiner neuen Partnerin alles andere als angetan. Sie hatten mehr gegeneinander als miteinander ermittelt. Beide hatten sie Fehler gemacht. Am schlimmsten war, dass sie sich nicht vertraut hatten, was in diesem Wald beinahe zur Katastrophe geführt hätte.

Es gab eine Untersuchung. Doch da der einzige Zeuge der Mörder war, der beharrlich schwieg, nahm man ihnen notgedrungen ihre Version der Ereignisse ab. Salomon lag zwei Wochen im Krankenhaus und rang mit dem Tod. Vier Wochen später trat er wieder zum Dienst an. Weynrath, ihr Chef, hatte sie beide seither mit Routinefällen bedacht, bei denen der Täter geständig war oder die Beweislage so eindeutig, dass keine aufwändigen Ermittlungen nötig waren. Sie hatten fast nur am Schreibtisch gesessen und Akten durchgearbeitet. Und

sie hatten sich damit abgefunden, dass das noch eine Weile so weitergehen würde. Weynraths Methode, sich dafür zu rächen, dass er ihnen nichts nachweisen konnte.

Und jetzt dieser komplizierte Fall. Hatte Weynrath sich verschätzt? Hatten sie ihre Strafe abgebußt? Oder hatte ihr Chef seine eigenen Gründe, warum er sie gerade auf diesen Fall ansetzte? Bei ihm wusste man nie. Er war ein choleraischer, kleiner dicker Mann mit vielen Gesichtern.

Lydia sah zu Salomon, der seinen Blick von den Baumkronen in der Ferne abwandte.

»Glaubst du, dass es Orte gibt, auf denen ein Fluch liegt?«, fragte er.

»Quatsch!«, stieß sie hervor. »Steig ein, es gibt Arbeit.«

2

Mittwoch, 5. Dezember

Eisiger, halb gefrorener Regen pladderte gegen die Fenster, als sich die »Moko Toni« am nächsten Morgen zur Besprechung traf. Es war noch dunkel draußen, so als wäre es mitten in der Nacht. Lydia blickte in die Runde. Der alte Gerd Köster, ihr Freund und Mentor, führte wie immer die Akte. Das unzertrennliche Duo Reinhold Meier und Erik Schmiedel würde sich ständig bekabbeln, aber gute Arbeit leisten. Ingo Wirtz war ein stiller, zuverlässiger Zeitgenosse, über den sie immer noch nicht viel wusste, und Ruth Wiechert war die Zitterpartie. Sie schoss gelegentlich über das Ziel hinaus, war launisch und schnell beleidigt, aber sie engagierte sich mehr als jeder andere, wenn es darauf ankam. Lydia wusste, dass Salomon nicht gut auf die Kollegin zu sprechen war.

Sie hatte sich bei ihrem ersten gemeinsamen Fall einen üblen Fehler geleistet, aber das interessierte Lydia im Augenblick nicht. Sie wollte Ruth Wiechert dabei haben. Dem Letzten in der Runde war sie heute zum ersten Mal begegnet. Sie wusste kaum mehr über ihn als seinen Namen und hoffte, dass er nicht querschließen würde.

»Morgen, Leute«, begann sie. »Schön, dass ihr alle pünktlich da seid. Und wie ich sehe, hat auch jemand für Kaffee gesorgt.« Sie blickte auf die dampfenden Becher. »Ihr kennt euch ja untereinander. Für die, die es nicht wissen: Das ist Heinz Schröder vom KK 12.« Sie deutete auf den großen, breitschultrigen Mann mit dem verlebten Gesicht, den sie erst vor wenigen Minuten kennengelernt hatte. »Da wir es hier, zumindest dem ersten Anschein nach, mit einem Sexualdelikt zu tun haben, habe ich ihn dazu gebeten. Er hat bisher an dem Fall mit dem unbekanntem Exhibitionisten gearbeitet, der seit ein paar Monaten in Vennhausen sein Unwesen treibt. Der Vater des toten Mädchens, Michael Bruckmann, hat gestern Abend den Verdacht geäußert, er könne etwas mit dem Tod seiner Tochter zu tun haben.« Sie sah den Kollegen an. »Schröder, vielleicht könntest du damit anfangen, kurz zusammenzufassen, was ihr über den Kerl wisst?«

»Klar.« Heinz Schröder schob seinen Kaffeebecher zur Seite und öffnete eine dünne Mappe. »So richtig viel gibt es da leider nicht«, begann er in breitem Rheinländisch, das seine äußere Erscheinung auf sympathische Weise abrundete. »Oder besser gesagt: Wir haben unwahrscheinlich viele Zeugenaussagen, aber nichts von Substanz. Das erste Mal ist der Mann offensichtlich am dreizehnten Juni in Erscheinung getreten, da ist zu-

mindest die erste Anzeige bei uns eingegangen. Danach kamen so im Zwei-Wochen-Rhythmus neue Meldungen. Den Beschreibungen der Opfer nach ist er äußerst wandelbar: zwischen einem Meter fünfundsechzig und einem Meter fünfundachtzig groß, glatt rasiert, zumindest laut der Mehrzahl der Aussagen, mal ziemlich jung, mal eher alt. Keine besonderen Merkmale. Manche haben ihn als korpulent beschrieben, andere als sehr schlank. Ein Phantombild konnte bisher nicht erstellt werden.«

»Warum nicht?«, fragte Ruth Wiechert dazwischen.
»War er maskiert?«

»Keineswegs«, erwiderte Schröder. »Aber keine Frau hat sich gut genug an das Gesicht erinnert. Du hast ja gehört, wie die Beschreibungen sich widersprechen.«

»Ist ja auch naheliegend, die hatten ihre Augen woanders«, bemerkte Reinhold Meier. »Wer will es ihnen verdenken?«

»Meier!«, stieß Lydia warnend hervor.

»Da ist vermutlich was dran«, meinte Schröder, ohne sich um Lydias Einwurf zu scheren. »Jedenfalls haben wir keine brauchbare Täterbeschreibung. Interessant ist allenfalls die Kleidung. Langer heller Mantel, vermutlich eine Art Trenchcoat, und grüne Gummistiefel. Sonst nichts.«

»So einer muss doch auffallen«, wunderte sich Gerd Köster und rückte seine Brille zurecht. »Ein Mann in Trenchcoat und Gummistiefeln. Selbst wenn er einfach die Straße entlangläuft. Vor allem im Juni.«

»Das meinen wir auch«, antwortete Schröder. »Aber bisher wurde er immer nur von den betroffenen Frauen gemeldet. Dabei hängen seit September überall in der Gegend Zettel mit einer Beschreibung der Kleidung.«

Wir vermuten, dass er ganz in der Nähe wohnt. Deshalb fügt er sich so gut in seine Umgebung ein. Das ist kein Fremder, sondern ein Nachbar. Nicht einer, den die Leute bemerken, sondern einer, der ein paar Straßen weiter wohnt, nah genug, um sich auszukennen, aber weit genug weg, um nicht aufzufallen.«

»Was genau tut er?«, fragte Salomon.

»Er stellt sich vor die Frau, öffnet seinen Mantel und spielt ein bisschen an sich herum. Wie weit er dabei geht, hängt offenbar von der Reaktion seines Opfers ab. Wenn die Frauen wegrennen oder schreien, haut er schnell wieder ab. Wenn sie ihn bloß anstarren, masturbiert er vor ihren Augen.«

»Das ist ja widerlich!«, stieß Wiechert hervor.

»Es muss ja keine zugucken«, bemerkte Erik Schmiedel. »Offenbar verzieht er sich ja, wenn er auf Desinteresse stößt.«

»Und damit ist das entschuldigt?«, fuhr Ruth Wiechert ihn an.

»Das reicht«, sagte Lydia. Ruths weinerliche Art ging ihr auf die Nerven, auch wenn sie ihrer Meinung war. »Hat er jemals eine Frau angefasst oder bedroht?«

»Nicht dass wir wüssten. Er ist nie handgreiflich geworden. Er hat auch nie etwas zu den Frauen gesagt.«

»Wann war der letzte Vorfall dieser Art?«

»Vor etwa zehn Tagen, glaube ich.« Schröder blätterte in seinen Unterlagen. »Ja, am sechszwanzigsten November. Da hat er einer Frau Melkhorst im Wintergarten aufgelauert.«

»Im Wintergarten?«, rief Salomon. »Das heißt, er ist ins Haus eingedrungen?«

Schröder nickte. »In gewisser Weise, ja. Die Tür zum

Garten stand offen. Frau Melkhorst war hinausgegangen, um ein paar Astern zu schneiden. Als sie zurückkam, stand er im Wintergarten. Wir nehmen an, dass das mit der Jahreszeit zu tun hat.«

»Es ist ihm zu kalt?« Meier lachte.

»Daran dachten wir weniger. Es gibt zu wenig Grün. Die Gärten sind zu gut einsehbar. Kurz zuvor hatte er sich schon einmal in eine Garage geschlichen. Die Frau hat ihn für einen Einbrecher gehalten und direkt den Notruf gewählt. Erst bei der Befragung hinterher hat sich herausgestellt, dass es vermutlich unser Mann war. Er trug Trenchcoat und Gummistiefel, nicht gerade das ideale Einbrecher-Outfit.«

Lydia malte Schlangenlinien auf ihren Block, um sich besser konzentrieren zu können. »Eine Frage noch, Schröder: Wie alt sind seine Opfer im Schnitt?«

»Keine jünger als dreißig bisher. Die meisten deutlich älter.«

»Also ist es sehr unwahrscheinlich, dass er einfach so auf kleine Mädchen umschwenkt«, sagte Köster. »Und ich glaube auch nicht, dass so einer mit einem Mal anfängt, seine Opfer zu vergewaltigen. Das passt nicht.«

»Aber wir dürfen die Möglichkeit nicht ausschließen«, sagte Lydia. »Vielleicht hat er sich bisher nur nicht getraut. Und dann liegt da plötzlich dieses tote Mädchen vor ihm, und er kann nicht widerstehen. Wirtz?« Sie sah den Kollegen an, der bisher schweigend zugehört hatte. »Ich möchte, dass du dich gemeinsam mit Schröder über Pädophilie, Nekrophilie und Exhibitionismus schlaumachst. Und dass ihr die Datenbanken mit den einschlägig bekannten Kandidaten durchgeht. Achtet vor allem darauf, ob jemand schon mal wegen Gewaltde-

likten auffällig geworden ist. Ich möchte, dass wir jeder noch so kleinen Spur nachgehen.«

»Was ist mit den Eltern?«, fragte Wirtz zurück. »Wir wissen doch, wie oft solche Verbrechen innerhalb der Familie ausgeübt werden.«

»Da kümmern Salomon und ich uns drum. Wir fahren gleich zur Rechtsmedizin und von da aus nach Vennhausen. Wir haben noch nicht mit der Mutter gesprochen, und den Vater müssen wir auch noch einmal befragen. Außerdem möchte ich mit Antonias bester Freundin sprechen. Ich habe vorhin schon bei ihr angerufen, sie ist heute nicht in die Schule gegangen.« Lydia blickte nach links, wo das unzertrennliche Duo saß. »Meier. Schmiedel.«

»Befragung der Nachbarschaft, schon verstanden.« Schmiedel nickte ergeben.

Lydia sah ihn dankbar an. »Ich weiß, dass das die nervigste und mühsamste Arbeit ist. Aber sie ist wichtig.«

»Klar doch.« Schmiedel grinste. »Und wir sind so besonders gründlich und zuverlässig, dass du sie niemandem sonst anvertrauen möchtest.«

»Genau.« Lydia grinste zurück. »Nehmt euch vor allem den Kerl vor, der gestern am Tatort war. Den Nachbarn, der angeblich erste Hilfe leisten wollte.«

»Wird gemacht, Boss.« Schmiedel tippte sich mit zwei Fingern an die Stirn.

»Und was mache ich?«, fragte Ruth Wiechert.

»Du fährst mit Köster in die Schule und versuchst, so viel wie möglich über Antonia Bruckmann zu erfahren. Von den Lehrern und von den Mitschülern. Was für ein Mensch war sie? War sie beliebt? Hatte sie irgendwelche Schwierigkeiten? Hat sie sich in letzter Zeit verändert?

Von den Eltern bekommt man meistens eine geschönte Darstellung. Wir brauchen die Wahrheit.«

Als alle anderen den Besprechungsraum verlassen hatten, kam Salomon auf sie zu. Mit einem Mal war es still. Nur der Regen trommelte mit unverminderter Stärke gegen die Scheiben. Viel heller war es draußen auch noch nicht geworden. Es schien ein skandinavischer Wintertag zu werden.

»Warum hast du diese Ruth Wiechert dazugeholt?«, fragte Salomon ohne Umschweife. Seine Stimme klang ruhig, doch sie spürte die unterdrückte Wut. »Sie nervt, und sie ist unberechenbar. Bei unserem letzten Einsatz hat sie lebensgefährlichen Mist gebaut.«

»Das haben wir alle«, entgegnete Lydia ebenso ruhig. »Aber wenn dir meine Entscheidung nicht passt, kannst du dich ja bei Weynrath beschweren.«

Sie wandte sich ab und schnappte sich ihre Unterlagen. An der Tür drehte sie sich um. »Was ist, kommst du mit in die Rechtsmedizin oder nicht?«

Salomon starrte sie wortlos an, zuckte mit den Schultern und folgte ihr. Sie wusste, dass sie unfair war, aber sie hatte keine Lust, sich zu rechtfertigen. Auch nicht vor Salomon. Nur weil sie sich halbwegs zusammengerauft hatten, hieß das noch lange nicht, dass sie jetzt beste Freunde waren.

»Wo ist Leonie? Müsste sie nicht längst auf dem Weg zur Schule sein?« Olaf Schwarzbach faltete die Zeitung zusammen und blickte seine Frau an, die soeben die Küche betreten hatte. Er sah, wie sie kaum merklich zusammenzuckte. Ihre Antwort konnte er bereits, bevor sie sie aussprach.

»Sie fühlt sich nicht wohl«, sagte Melanie Schwarzbach leise. »Sie hat Bauchschmerzen. Ich habe ihr gesagt, dass sie erst einmal im Bett bleiben soll.« Sie zog den Kopf zwischen die Schultern, als erwarte sie einen Schlag. »Vielleicht geht es ihr ja später wieder gut«, fügte sie rasch hinzu.

Olaf warf die Zeitung auf den Tisch. »Ich dachte, in letzter Zeit wäre es besser geworden!« Er ließ den Satz wie eine Anklage in der Luft hängen.

Melanie zuckte mit den Schultern. Sie sah müde und verbraucht aus. Es gab eine Zeit, da wäre er in einem solchen Augenblick aufgestanden und hätte sie in den Arm genommen. Hätte ihr versichert, dass sie das schaffen würden. Gemeinsam. Aber das brachte er nicht mehr über sich. Es wäre verlogen gewesen, und er hätte sich vor sich selbst geekelt.

»Das dachte ich auch«, sagte sie. Ein leichtes Zittern in ihrer Stimme verriet, dass sie kurz davorstand, in Tränen auszubrechen. »Ich weiß nicht, was es diesmal ist. Aber es geht ihr wirklich nicht gut. Sie ist ganz blass. Wenn es morgen nicht besser ist, gehe ich noch einmal mit ihr zum Arzt.«

Olaf seufzte. »Kannst du trotzdem arbeiten? Es ist einiges liegen geblieben von letzter Woche.«

Olaf Schwarzbach leitete ein kleines Umzugsunternehmen, für das Melanie die Büroarbeit erledigte. Die Einnahmen reichten kaum aus, die drei Mitarbeiter zu bezahlen und die Familie zu ernähren. Früher war das anders gewesen. Da waren sie mehrmals im Jahr in Urlaub gefahren, Melanie hatte sich teure Kleider gekauft, und er hatte immer den neuesten Benz gefahren. Früher war einiges anders gewesen.

»Ja, natürlich kann ich arbeiten«, antwortete sie rasch. »Ich komme nach, sobald ich hier fertig bin.« Sie schien erleichtert über den Themenwechsel.

Olaf sah sie an, fragte sich, wie so oft, was schiefgegangen war, warum ihr gemeinsames Leben immer mehr den Bach hinunterging. Was los war mit ihm und mit Melanie. Mit Leonie. Seit Jahren kränkelte ihre Tochter. Sie litt unter rätselhaften Bauchschmerzen, Unterleibskrämpfen, Schwindelanfällen. Trotz unzähliger Untersuchungen hatte ihr bisher kein Arzt helfen können. Früher hatten Olaf und Melanie sich die Sorge um ihre Tochter geteilt. Hatten abwechselnd an ihrem Bett gewacht, wenn sie fieberte, waren mit ihr ins Krankenhaus gefahren, wenn es schlimmer wurde. Doch in letzter Zeit hatte sich eine furchtbare, lähmende Angst wie ein Keil zwischen ihn und seine Frau geschoben. Nicht die Angst um Leonie. Eine andere, viel schlimmere Angst, die im Begriff war, die ganze Familie zu verschlingen.

Olaf sah zu, wie Melanie hastig den Küchentisch abräumte. Ihre Bewegungen waren fahrig, sie war nicht bei der Sache.

Während sie das Geschirr in die Spülmaschine stellte, fragte sie, ohne sich umzudrehen: »Rufst du in der Schule an, bitte?«

»Warum machst du das nicht selbst?«, fuhr er sie an, zu müde und zu resigniert, um sich zu verstellen.

Sie hielt inne, wandte sich aber nicht um. Aus der Tasse, die sie gerade hatte einräumen wollen, tropfte ein Rest Kaffee auf den Küchenboden. »Du weißt doch, wie schnippisch diese Frau Schneider aus dem Sekretariat ist. Ich kann das heute nicht ertragen. Bei dir wagt sie es nicht, den Mund so aufzureißen.«

Olaf stand wortlos auf.

»Die Nummer liegt neben dem Telefon«, rief seine Frau ihm hinterher, als er schon auf dem Weg ins Wohnzimmer war. Als wenn er das nicht wüsste. Als wenn er sie nicht auswendig aufsagen könnte.

Er schloss die Tür hinter sich und holte tief Luft. Der Raum erfüllte ihn mit Beklemmung, er fröstelte, doch das lag nicht an dem Eisregen, der gegen die Fensterscheiben prasselte. Unwillkürlich wanderte sein Blick zu der kleinen Kommode am anderen Ende des Zimmers. Zu dem Foto, das darauf stand und das ein ernst blickendes blondes Mädchen zeigte, die Haare streng zurückgekämmt, die Wangen schmal. Sie war kaum älter als vier, doch ihr Gesicht strahlte eine beinahe unheimliche vorzeitige Reife aus. Neben das Foto hatte Melanie wie immer einen Strauß frischer weißer Nelken platziert, davor eine Kerze.

Olaf starrte auf das blasse Kindergesicht, und der Verdacht, der ihn seit Wochen in Angst versetzte, ergriff schlagartig mit solcher Macht Besitz von ihm, dass ihm der Atem wegblieb.

3

Auf dem Hennekamp stockte der Verkehr, und Lydia trommelte nervös auf das Lenkrad. Chris fragte sich, was wohl in ihrem Kopf vorging, ob sie an das tote Mädchen dachte, an den Fall oder einfach nur daran, dass die Wischblätter dringend ausgetauscht werden mussten. Glücklicherweise hatte der Regen nachgelassen, und halbwegs hell war es inzwischen auch, sodass man durch

die Windschutzscheibe wieder etwas sehen konnte. Lydia war allerdings auch vorhin, als die Sichtverhältnisse miserabel waren, durch die Straßen gebettet, als wäre sie eine Fledermaus und nicht auf ihre Augen angewiesen, um sich zurechtzufinden.

Sie kamen von der Rechtsmedizin und waren auf dem Weg zu Tonis Eltern, um sie noch einmal zu befragen. Das, was sie im Sektionssaal erfahren hatten, erleichterte diese Aufgabe nicht. Chris unterdrückte einen Seufzer und überlegte, ob er das Fenster ein Stück herunterkurbeln sollte. Den Gestank gegen die Kälte tauschen. Es war eisig draußen, doch im Augenblick erschien ihm die Aussicht auf frischen Wind nahezu unwiderstehlich, egal wie kalt er war.

Lydia Louis hatte offenbar wieder eine ihrer wilden Nächte hinter sich. Zumindest roch sie so. Der Geruch erinnerte ihn an ihre erste Begegnung vor ein paar Monaten an einem grausigen Tatort im Wald. Sie hatte Schweiß, Sex und Alkohol ausgedünstet, und ihn hatte das mit einer Mischung aus Ekel und Faszination erfüllt. Obwohl er inzwischen kaum mehr über ihr Privatleben wusste als damals, war ihm der Geruch vertraut geworden. Er gehörte zu Lydia wie ihre blonde Strubbelfrisur und ihr ruppiger Tonfall. Dabei war er mit seiner feinen Nase vermutlich der Einzige, der ihn bemerkte. Vor allem wenn er, wie heute, dezent unter einer Duftsicht aus Duschgel und frisch gewaschener Kleidung verborgen war. Manchmal verfluchte er seinen übersensiblen Geruchssinn. In diesem Fall nicht. Im Gegenteil, er genoss dieses intime Wissen über seine Kollegin, die sonst so gut wie nichts von sich preisgab. Lediglich in der Enge des Autos konnte er ihre Duftnote manchmal nicht ertragen.



Sabine Klewe

Die weißen Schatten der Nacht

Kriminalroman

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 352 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-47948-1

Goldmann

Erscheinungstermin: Mai 2013

Ein ermordetes Mädchen. Eine schockierende Entdeckung. und zwei Ermittler, die mit ihrer eigenen Vergangenheit kämpfen.

Düsseldorf in der Vorweihnachtszeit. Die zehnjährige Antonia Bruckmann wird mit gebrochenem Genick zu Hause aufgefunden. Zahlreiche Hämatome und Abschürfungen sprechen gegen einen Unfall. Bei der Obduktion stellt sich obendrein heraus, dass das Mädchen nach seinem Tod missbraucht wurde. Die Kommissare Lydia Louis und Christopher Salomon stehen vor einem Rätsel: Ist Antonia das Zufallsopfer eines Perversen geworden, oder haben sie es mit einem Fall von häuslicher Gewalt zu tun? Ihre Ermittlungen führen Louis und Salomon zu der mysteriösen Leonie – und zu einer Wahrheit, die sie lieber nie herausgefunden hätten ...